

Illustrirtes Unterhaltungsblatt

Sonntags-Beilage zur Ostdeutschen Presse
und deren Sonder-Ausgaben.

Verlag der Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Grunwald in Bromberg

Lesung im Morgennebel.

Dicht lastet grauer Nebelhang;
Der Rabe krächzt; der Tag säumt lang,
Ein weißes Feld auf dunklem Strom —
Verklungner Traum der Himmelsdom!

Stumm treibt's vor meinem Hause her,
Das Schollenfeld, zum Wintermeer
Und irrt nach Stunden stumm zurück,
Als such' es schmerzestarrt das Glück.

Hoffnungen, bleich und tot und still
Im Suchen, das nicht enden will,
Gespenstisch, ohne Ziel und Zahl,
Wortlos, gleich tiefster Menschenqual, —

So treibt's vor meinem Hause her;
Es geht zum Meer und kommt vom Meer,

Stumm in dem düstern Einerlei,
Und drüber nur der Rabenschrei. Johannes Wilda.

Wiedererstandenen.

Roman von M. Braddon.

[Fortsetzung] [Nachdruck verboten.]

So geräuschlos, wie Dr. Kolling gekommen war, kehrte er wieder in den Holzschuppen zurück, in dem Wyndham auf ihn wartete.

„Nun in das Kellergelaß, Freund!“ rief er ihm zu. „Sind auch alle Ausgänge ordentlich verrammelt?“

„Ja, Herr Doktor.“

„So kommen Sie! Vielleicht finden wir den Dieb mit seiner Beute unten versteckt.“

Sie durchwanderten die Kellerräume, entdeckten aber nirgends eine Spur des Diebes.

Ohne sich von Lucie zu verabschieden, verließ Doktor Kolling das Erlenhause und begab sich geraden Weges nach dem Bureau des Detektivs Oswald Vorn.

„Nun,“ fragte er nach kurzem Gruß, „haben Sie Nachrichten aus Rio?“

„Ja, einige, die Post ist eben angekommen. Dieser Roland Wilburg scheint ein sauberer Patron zu sein — Falschspieler, Schwindler, Alles, was Sie wollen. Rio ist ihm bald zu heiß geworden, denn schon nach einem halbjährigen Aufenthalt rückte er nach Mexiko aus, wo er sich auch nicht besser aufgeführt zu haben scheint. Man vermutet, daß



Annunziata. Nach einer Originalzeichnung von Casimiro Comba.

er Mexiko heimlich verlassen hat und nach England heimgekehrt ist. Den Namen des Schiffes, auf dem dieser Kronensohn abgefegelt ist, konnte mein Freund nicht herausbekommen.“

„Geben Sie sich in der Angelegenheit weiter keine Mühe, Herr Vorn; ich glaube, das fehlende Glied in der Geschichte des Mannes gefunden zu haben. Mein heutiger Auftrag ist anderer Art.“

Er berichtete von den Vorfällen im Erlenhause.

„Das ist eine Sache für die Polizeibeamten,“ entgegnete der Detektiv, „nicht für außeramtliche Nachforschungen.“

„Nein, mein Freund, just Sie sind der rechte Mann für mich. Ginge ich zur Polizei, so würden sie mir Leute schicken, die das Haus vom Boden bis zum Keller durchsuchten und den armen Kranken halb tot ängstigten. Ich möchte, daß die Geschichte in aller Ruhe abgethan werde und sie lieber Ihnen anvertrauen als den Herren von der Polizei.“

„Gut, so will ich sie übernehmen. Ich werde heute abend einen sehr zuverlässigen Menschen als Wache nach dem Erlenhause schicken.“

Doktor Kolling schrieb dem Detektiv eine genaue Anweisung über den Weg, auf dem der Posten sich an Ort und Stelle zu verfügen hätte. Er sollte, wie der

Dieb, von den schwimmenden Fahrzeugen aus über die Gartenmauer klettern. Er würde eine Thür offen und in einem der hinteren Räumlichkeiten ein Licht brennen sehen. Durch diese Thür sollte er eintreten.

„Und nun eine Beschreibung der gestohlenen Sachen,“ bat der Detektiv, „männ Sie wünschen, daß ich sie herbeischaffen soll!“

„Eine Beschreibung?“

„Ja, gewiß, ohne eine recht eingehende Beschreibung kann ich nichts thun.“

„Ich sehe ein, daß Sie recht haben; leider weiß ich selbst nur sehr wenig von den gestohlenen Herrlichkeiten, aber ich werde den alten Diener heute nachmittag mitbringen, und er wird ihnen die Sachen bis in die kleinste Einzelheit beschreiben. Bei der Gelegenheit gelingt es Ihnen vielleicht, zu einem Urtheil darüber zu kommen, ob der Alte selbst bei dem Diebstahl die Hand im Spiele gehabt hat. Es ist mir von großer Wichtigkeit zu wissen, ob der Mensch ein vollendeter Heuchler oder ein ehrlicher Bursche ist. Werden Sie nachmittags um vier Uhr zu Hause sein?“

„Ja, Herr Doktor.“

Um halb vier Uhr war Dr. Kolling schon wieder im Erlenhause.

„Haben Sie etwas von den gestohlenen Sachen gehört, Herr Doktor?“ erkundigte sich Wyntham.

„Nein, aber Sie müssen mich begleiten, um eine Beschreibung von ihnen zu geben.“

Eine Droßke brachte sie nach dem Bureau Oswald Borns. Der Detektiv sah von seinem Schreibtisch auf, musterte den alten Mann mit forschendem Blick und forderte ihn auf, die entwendeten Sachen zu beschreiben.

Wyntham sprach zögernd und aufgereggt und mußte wiederholt ermahnt werden, fortzufahren.

„Na, wir werden die Spitzbuben wohl kriegen,“ lächelte der Detektiv, „ich schicke Ihnen zwei von meinen Leuten, Herr Doktor, der Eine soll in dem Zimmer Wache halten, in dem die Sachen sich befinden, der Andere soll die Hintergebäude bewachen. Sie können ruhig wieder gehen,“ entließ er Wyntham.

„Nun, was denken Sie von dem Alten?“ fragte Doktor Kolling, nachdem der Diener sich entfernt hatte.

„Er hat mit der Diebstahlsgegeschichte nicht das Geringste zu thun. Das ist nicht der rechte Mann für so Etwas.“

„Ich bin erfreut, das von Ihnen zu hören!“

20.

Zum dritten Male an diesem Tage erschien Doktor Kolling im Erlenhause. Der Kranke wartete bereits voll Ungeduld auf ihn.

„Ich schlafe immer weniger und werde immer kraftloser,“ klagte er. „Die Bürde des Lebens wird schwerer und schwerer, je mehr ich mich dem Ende meiner Fahrt nähere. Ich fühle, daß es höchste Zeit ist, mein Haus zu bestellen. Zuerst will ich mit Ihnen über das Mädchen sprechen, das Ihre Frau werden soll. Nehmen Sie den Schlüssel und öffnen Sie den Schreibtisch dort, und dann ziehen Sie das linke Fach auf.“

Doktor Kolling gehorchte.

„Was liegt darin?“

„Ein Paket Briefe mit einem grünen Seidenband umschlungen und ein Medaillon.“

„Diese Briefe und dieses Medaillon enthalten das Geheimnis der Herkunft Luciens, lieber Doktor. Ich habe versucht, das Rätsel zu lösen, aber vergebens. Ihnen, mit Ihrem scharfen Verstand wird es vielleicht gelingen.“

„Sie meinen, die uns vorliegenden Gegenstände werden uns über die Familie der Mutter Luciens Auskunft geben?“

„Ich meine, über ihren Vater und ihre Mutter, denn ich weiß keineswegs bestimmt, ob das Mädchen, das ich meine Enkelin nenne, die Tochter meines Sohnes Roland ist.“

Doktor Kollings Herz schlug in freudiger Erwartung. Welch ein Glück, wenn es sich bestätigte, daß der Mann, den er erschossen hatte, seiner Braut ein Fremder war, in keinerlei verwandtschaftlicher Beziehung zu ihr stand.

Er öffnete die goldene Kapsel, die zwei Photographien enthielt, das Bild eines Mannes mit fränkischen, aber vornehmen Zügen und das einer jungen schönen Frau, die zweifellos keine Engländerin war.

„Was bringt Sie auf die Vermutung, Lucie sei nicht die Tochter Ihres Sohnes?“ fragte der Arzt, die beiden Bilder aufmerksam betrachtend.

„Diese Briefe, die zerbrochenen Glieder einer Kette, die Sie vielleicht im Stande sein werden, wiederzusammensetzen. Ich habe oft darüber gegrübelt und gesonnen, habe der Sache jedoch nie auf den Grund kommen können.“

„Darf ich die Briefe lesen?“

„Ja, lesen Sie laut, ich werde Ihnen ab und zu eine Erläuterung geben. Als mein Sohn, nachdem er den Geldschrank geplündert hatte, die Flucht ergriff, beschwerte er sich nicht mit unnützem Gepäck. Unter seinen zurückgelassenen Sachen fand ich auch diese

Briefe und das Medaillon, was er beides zweifellos vergessen hatte.“

Doktor Kolling löste das Band, das die Briefe zusammenhielt. Der erste war an Roland Wilburg gerichtet und postlagernd nach einem Postamt der Dyfordstraße adressiert. Der Brief, von einer männlichen Hand geschrieben, war weder datiert, noch war die Adresse des Absenders angegeben. Das Schreiben lautete:

„Lieber Wilburg! Sie haben mich durch Ihren schnellen Beistand aus der größten Verlegenheit gerettet, in die ich durch meine Unvorsichtigkeit geraten bin. Dank Ihrer Geistesgegenwart ist die Gefahr vorüber, und ich glaube jetzt, der Gunst des alten Herrn sicher zu sein. Würde er die Wahrheit, so würde ich jede Aussicht auf das Vermögen unwiderbringlich verlieren, das mir, wie ich zuversichtlich hoffe, in wenigen Jahren ermöglichen wird, Ihnen meine Erkenntlichkeit in glänzender Weise zu bekunden. Fahren Sie fort, sich Ihrer kleinen Schutzbefohlenen liebevoll anzunehmen. Augenblicklich ohne alle Mittel, muß ich Sie bitten, sich noch einige Wochen zu gedulden, doch dann schicke ich Ihnen eine größere Summe zur Deckung aller Ihrer Auslagen. Wie geht es dem Kinde? Ich bestürmt mich um Nachrichten, halten Sie mich deshalb gütigst auf dem Laufenden, damit ich ihr ängstliches Gemüth beruhigen kann. Wie sehr sehne ich mich nach dem Ende aller dieser Heimlichkeiten und der Wiedervereinigung mit der, die ich so grenzenlos liebe. Es ist schrecklich, so auf den Tod eines Menschen zu warten, und ich erscheine mir deswegen als der verächtlichste Mensch.“

Zhr G. M.“

„Was denken Sie von diesem Brief, Doktor?“ fragte der Kranke.

„Vorläufig ist er mir noch unverständlich.“

„Sie werden ihn besser verstehen, wenn Sie auch die übrigen Briefe gelesen haben werden. Ich dachte manchmal, dieser G. M. sei der Vater Luciens und J. die Mutter der Kleinen, die bis zum Tode eines reichen Verwandten von ihrem Manne getrennt leben muß. Bitte, lesen Sie jetzt den zweiten Brief.“

Doktor Kolling begann: „Lieber Wilburg! Ich lege Ihnen eine Anweisung auf fünfzig Pfund bei. Für mich selbst bleibt nicht ein Heller. Ihre Drohung, mein Geheimnis zu verwerten, hat mich in die größte Angst versetzt, doch nein, eine solche Schändlichkeit traue ich Ihnen nicht zu. Sie nannten sich meinen Freund, nahmen mir so oft mein Geld ab, wenn das Glück oder überlegene Geschicklichkeit Sie am Spieltische begünstigten, nein, Sie könnten nie so niedrig sein, mich zu verraten. Als Sie sich erboten, der Kleinen ein Heim zu besorgen, war ich der Ueberzeugung, sie handelten aus reiner Freundschaft, jetzt ist der mir geleistete Dienst Ihnen ein Vorwand zu beständigen Gelderpressungen. Ich beschwöre Sie, mir die Gewißheit zu geben, daß es Ihnen mit der Drohung, mit meinem Onkel in Verbindung zu treten, niemals Ernst war, und Sie mein Geheimnis auch fernerhin treu bewahren wollen. Ihr Verrat würde mich zu Grunde richten, aber auch Ihre Aussichten auf künftige Entschädigungen fielen damit weg. Wie geht es der Kleinen? Weshalb erwähnen Sie ihrer so selten? Meine arme J. ist voll Unruhe des Kindes wegen. Sehnt sich das kleine Ding nach der früheren Umgebung zurück? Um des Himmels willen, beantworten Sie alle meine Fragen ausführlich.“

Zhr G. M.“

„Erkundigt sich ein Mann mit solcher Aengstlichkeit nach einem fremden Kinde?“ fragte der Kranke.

„Schwerlich!“ erwiderte Doktor Kolling. „Ich teile Ihre Ansicht, daß Lucie nicht die Tochter Ihres Sohnes ist.“

„Fahren Sie fort, lieber Julius. Der dritte Brief ist von der Dame, nur mit ihrem Vornamen unterzeichnet, aber er enthält ihre volle Adresse.“

„Und damit ist ein Schlüssel zu dem Rätsel gegeben.“

„Ja, für Jemand, der sich die Mühe nimmt, eine so schwache Spur zu verfolgen. Mir lag nicht viel daran, das Geheimnis zu ergründen, was für mich gleichbedeutend mit dem Verlust des einzigen Wesens gewesen wäre, das mich liebte.“

Doktor Kolling faltete den dritten Brief auseinander.

„Mue Jeanne d'Arc. 20.“

„Sehr geehrter Herr! Ohne Nachricht von Herrn M., erlaube ich mir, mich ohne Weiteres an Sie zu wenden und Sie zu bitten, aus Mitleid mit mir, die sich namenlos nach der Kleinen sehnt, die Sie unter Ihren Schutz genommen haben, mitzuteilen, ob sie sich wohl befindet und sich meiner noch erinnert. Doch nein, sie war noch in einem so zarten Alter, als wir uns trennten, daß sie mich längst vergessen haben muß. Diese Trennung ist eine um so schwerere Prüfung für mich, als sie noch Jahre dauern kann. Für Ihre Hilfe in der Not werde ich nie aufhören, Ihnen dankbar zu sein. Ich bin überzeugt, daß die Kleine in Ihrem Hause gut aufgehoben ist, aber ich kann nicht umhin, zu glauben, daß der fortgesetzte Aufenthalt in einer Londoner Stadtwohnung dem Kinde nachtheilig sein wird. Wäre es nicht zu ermöglichen, daß die Kleine wenigstens einige Monate im Jahre bei Leuten auf dem Lande, denen Sie volles Vertrauen schenken, Unterkunft fände?“

Wenn Gott mir das Leben läßt, bis mein teurer S. in den Besitz des ihm zugedachten Vermögens gelangt, das ihn und mich über alle Sorgen des irdischen Daseins erheben soll, werde ich nicht ermangeln, Sie für Ihre große Güte gebührend zu belohnen. Ich bin hier als Frau Pigeon bekannt. Hochachtungsvoll Judith W.“

„Ja, das ist unverkennbar der Brief einer Mutter!“ rief Doktor Rolling.

„Gewiß, und nicht der Brief einer Frau an ihren Gatten. Der S. W., von dem in dem Briefe die Rede, ist sicher der Mann dieser armen Judith.“

„Unbegreiflich, daß man einem Menschen, wie Ihrem Sohn, die Sorge für ein geliebtes Kind anvertrauen konnte!“

„Die Leute werden keine anderen Freunde gehabt haben.“

„Und Sie halten die vorliegenden Beweise für ausreichend, zu glauben, Lucie sei das Kind dieses Ehepaars?“

„Wir hatten niemals ein anderes Kind bei uns.“

„Die Sache scheint ziemlich klar, Lucie ist nicht die Tochter Ihres Sohnes, sondern das Kind dieser Leute und seiner Obhut anvertraut.“

Der vierte Brief war wieder von S. W.

„Mein lieber Freund!“ schrieb er. „Ihre Vorwürfe sind sehr ungerecht, ich schicke Ihnen Geld, so oft ich welches habe. Seit Sie die Kleine in Ihrem Vaterhause aufgenommen, haben Sie einige Hundert Pfund erhalten, andernwärts würde mich das kaum den dritten Teil dieser Summe gekostet haben. Ich vergesse gewiß nicht, daß Sie uns aus einer schwierigen Lage geholfen haben, und daß, wenn Sie nicht zufällig unser Gast gewesen und mit erstaunlicher Geistesgegenwart an meine Stelle getreten wären, als der alte Herr uns in unserem Landhause in Devonshire überraschte, ich mein Spiel ein für allemal verloren hätte. Der Tag wird mir nie aus der Erinnerung schwinden, an dem ich Alles, was ich liebte, Ihrer Fürsorge überlassen mußte, um meinen Onkel nach London zu begleiten. Wir haben unsere Rollen glänzend durchgeführt. Gebe Gott, daß die Zukunft Judith und mich für Alles entschädige, was wir gelitten haben und noch leiden. Glauben Sie mir, alter Freund, daß ich Ihre Dienste einmal reichlich belohnen werde. Ihr ergebener S. W.“

„Die Lösung des Rätsels wird mir jetzt nicht mehr schwer,“ sagte Doktor Rolling. „Ein junger Mann, der Nefte eines reichen Onkels, der ihn jeden Augenblick enterben kann, hat ohne dessen Wissen ein junges Mädchen geheiratet. Er ist überzeugt, der Onkel würde seine Wahl mißbilligen. Er verbirgt seine Frau auf dem Lande, wo sein Freund, Ihr Sohn, ihn besucht. Der Erbonkel hat den Nefen ausfindig gemacht und erscheint unvermuthet. Der Retter in der Not ist Roland Wilburg. Er spielt die Rolle des Gatten und Vaters, während der Schuldige gezwungen ist, den Onkel nach London zurückzubegleiten. Roland Wilburg nimmt das Kind zu sich, die Frau kehrt zu ihren Angehörigen in die Heimat zurück. Der Mann kann die Rolle des Junggesellen bis zu dem Tode des alten Herrn weiterspielen.“

„Sie werden nicht weit von der Wahrheit entfernt sein,“ stimmte der Kranke zu. „Die übrigen Briefe lesen Sie später. Sie enthalten nur wenig Wichtiges. Frau Pigeon schickt der Kleinen das Bild ihrer Eltern und äußert öfters Todesahnungen.“

„Sie glauben also, daß diese arme Mutter jung gestorben ist?“

„Ja, ihr Mann erwähnt in einem der Briefe ihrer Krankheit. Er hat sie in Rouen besucht und sie in traurigster Weise verändert gefunden.“

„Darf ich die Briefe behalten?“

„Gewiß, sie sind die einzige Mitgift, die Lucie von ihren Eltern zu erwarten hat.“

„Das ist noch nicht so ausgemacht. Wenn ihr Vater noch lebt, soll er ihr wenigstens seinen Namen geben.“

„Sie beabsichtigen, diesen unbekanntem Vater aufzusuchen?“

„Ja, die Aufgabe mag schwer sein, aber ich bin entschlossen,

die verschlungenen Fäden zu entwirren.“ — „Thun Sie, was Ihnen beliebt, wenn Sie und Lucie nur bis zu meinem Ende bei mir ausharren.“

„Ich werde meinen Posten in Ihrem Krankenzimmer nicht eher aufgeben, als bis Sie auf dem Wege der Besserung sind.“

„Sie sind ein guter Mensch!“ rief Wilburg mit ungewöhnlicher Wärme, „und ich bereue es nicht, Ihnen vertraut zu haben.“

21.

Es war schon ganz dunkel geworden, und Doktor Rolling wünschte, sich entfernen zu dürfen; denn die Stunde war nahe, in der die von Oswald Born abgeschickten Leute an der Hinterthür Einlaß begehren würden.

Im Vorjaal traf er Lucie. Sie zuckte zusammen und sah mehr überrascht als erfreut aus.

„Du hier, Julius?“ rief sie.

„Ja, ich war bei Deinem Großvater. Ich hörte, Du hättest Dich zur Ruhe begeben, und wollte Dich nicht stören.“

Mit einer Umarmung verabschiedete sich Rolling ziemlich hastig von seiner Braut und ging in das Wohnzimmer, um dort zu warten, bis es Zeit war, die Fremden zu empfangen. Er nahm die Geige aus ihrem Versteck und begann leise zu spielen, um sein aufgeregtes Gemüt zu besänftigen.

Es schlug neun Uhr. Sofort legte er die Geige nieder, ließ das mitgebrachte Licht auf dem Tisch stehen und ging nach der Hinterthür. Wyndham war schon dort, zwei Männer ihm zur Seite. Oswald Born hatte also den Auftrag prompt ausgeführt.

„Gert Saltram, Joseph Clarenz,“ stellten sie sich Doktor Rolling vor. „Herr Born hat uns seine Befehle gegeben,“ meldete Saltram. „Ich soll die Nacht über in dem Zimmer Wache halten, in dem die Kunstschätze aufbewahrt sind, mein Kollege Clarenz soll hier draußen wachen. Haben Sie noch besondere Wünsche, Herr Doktor?“

„Nein! Kommen Sie mit mir, daß ich Ihnen das Zimmer zeige, das bewacht werden soll. Ihr Kamerad kann in der Küche bleiben und es sich dort behaglich machen.“

Saltram folgte dem Arzt in das Zimmer, in dem die Sammlungen des alten Wilburg aufgestellt waren.

„Strecken Sie sich gemächlich hier auf dem Sofa aus, Herr Sal-

tram,“ riet ihm Doktor Rolling. „Wenn der Dieb kommt, werden Sie rasch genug erwachen. Gute Nacht!“

Doktor Rolling hatte die Hand auf der Thürklinke, als ein Ton von der anderen Seite des Flurs, ein leiser, aber noch deutlich vernehmbarer Ton zu ihm herüberdrang. Wie von einem Blitzstrahl getroffen, zuckte er zusammen. Es war seine eigene Geige, auf der gespielt wurde, eine wilde geisterhafte Melodie. Raum hatte er die Töne vernommen, als sie wieder verstummten. Ein Geräusch, wie das vorsichtige Schließen einer schweren Thür, folgte. Doktor Rolling stand aber noch so sehr unter dem Banne jener seltsamen Musik, daß er das verstoßene Schließen der Thür überhörte.

„Wie merkwürdig das Klang!“ sagte er zu dem Detektiv.

„Was, Herr Doktor?“

„Das Geigenspiel drüben im Wohnzimmer.“

„Ich habe nichts davon gehört.“

„Sonderbar,“ dachte Rolling, „das, was ich gehört zu haben glaubte, erinnerte mich an eine ebenso wilde, geisterhafte Musik, die ich vor langen, langen Jahren im amerikanischen Walde hörte.“

Er eilte in das Zimmer, in dem er seine Geige zurückgelassen — sie lag noch genau so da; wie er sie hingelegt hatte.

„Heute soll weder ein Sterblicher noch ein Geist auf Dir spielen, meine kleine Amati,“ murmelte er, sie wieder in ihrem Kasten einschließend und den Schlüssel in seine Westentasche steckend.

Er war froh, aus dem Hause schlüpfen zu können. Lucie und ihren Großvater mußte er wenigstens für diese Nacht unter sicherem Schutz.

(Fortsetzung folgt.)



Das neue Stadttheater in Frankfurt a. M.

Unser Paul.

(Schluß.)

Eine einfache Geschichte von Paul Geller.

(Nachdruck verboten.)

Ich war in höchster Aufregung; jede Ader bebte in mir, selbst die Seele erzitterte. Meine Frau und mein Schwager blickten mich erschrocken an, — ich beruhigte sie und verließ die Loge, um angeblich an die frische Luft zu gehen. Ich mußte ins Freie, denn es schnürte mir die Kehle zu. Dann betrat ich den Cirkus durch einen anderen Eingang. Ich suchte nach meinem August. Er stand ganz abseits, allein. Langsam, müde wandte er sich nach mir um, die Schminke in seinem Gesicht war vom Schweiß zur Hälfte verwischt, er bot in seiner gebrochenen Haltung einen unsäglich jammervollen Anblick für den, der ihn als schneidigen Husaren gekannt und gesehen hatte. Wie geistesabwesend starrte er mich mit seinen tief in den Höhlen liegenden, matten Augen an, — offenbar erkannte er mich nicht. Ich bot ihm die Hand, er merkte es nicht, vielleicht wollte er es nicht merken. „Paul,“ sprach ich ihn an, und meine Stimme zitterte, „Dein Kadett steht vor Dir.“

Eine fahle, wächserne Blässe überzog das runzlige Gesicht des Clowns, dann kniff er die Augen zusammen und blickte mich durchdringend an.

„Ich kenne Sie nicht mein Herr!“ gab er mir mit heiserer Stimme und abwehrender Bewegung zur Antwort.

„Paul Biraly, sprich nicht so zu mir! Wir waren einst die besten Freunde, wir waren Kameraden, Brüder, — — — Brüder waren wir, Paul . . . Kannst Du vergessen?“

„Einst! Einst!“ brachte er mühsam hervor, „was wollen Sie jetzt von mir?“

„Freund! Bruder, Unglücklicher . . .“ ich konnte nicht weiter, ich breitete die Arme aus, und er fiel mir wie damals an den Hals und weinte bitterlich. Wie damals einst . . .!

Ich schickte meine Frau und ihren Bruder nach Hause, ich selbst wartete draußen auf Paul. Er kam spät, als die meisten Artisten bereits den Cirkus verlassen hatten. Ich erschrak vor seinem Aussehen: eine abgemagerte, elende Gestalt, an den Schläfen einige Büschel weißen Haars, . . . ein mühsam dahinschleichender Greis, ärmlich und verkümmert.

Er merkte meinen prüfenden Blick, wandte sich unwillig ab und meinte zornig: „Was willst Du, Herr? Mich verspotten? Weißt Du nicht, daß ich in diesem Cirkus das Gnadenbrot genieße?“

Ich nahm ihn unter den Arm und sprach ihm freundlich zu. „Laß das,“ unterbrach er mich rauh, „mir kann nur eine Kugel vor die Stirne helfen.“ Und fester meinen Arm drückend, sich an mich herandrängend, zischelte er mir heiser ins Ohr: „Und dazu bin ich zu feige, . . . zu feige geworden!“ Er lachte heiser auf, sein Atem streifte mich, . . . mich streifte anwidernder Brandweingeruch. . . .

Langsam schritten wir nebeneinander in die stille, öde Nacht hinein.

„Du hast sie gekannt,“ hub er auf einmal von selbst an, „sie war so herrlich, so schön! Ein Götterweib, und ein Teufel war sie. Und wie sie zu Pferde saß, — — aber mich hättest Du sehen sollen,“ setzte er mit Stolz hinzu, sich aufrichtend. „Es gab bald keinen zweiten Reitkünstler, wie ich einer war. Das Husarenblut, — wie es in mir glühte. Bis dann das Unglück kam!“ Er blieb stehen, sah mich irre an, und fuhr dann etwas lebhafter fort: „Meine Mutter starb aus Kummer. Ich erbte viel, wir waren reich. Wir schwelgten in Genüssen, ich vergaß darüber den Tod von meiner Mutter, . . . und dafür kam das Unglück,“ murmelte

er wieder vor sich hin. „Das Geld war bald zu Ende, wir waren wieder arm, — zurück ins Engagement. Und weißt Du, was dann geschah? Weißt Du?“ schrie er auf in wahnwitziger Erregung, mit unheimlich blitzendem Blick in den Augen, am ganzen Körper bebend, . . . „weißt Du? Frage mich nicht, . . . was willst Du von mir? Ich habe Dich nicht aufgesucht . . . Was schleppst Du die Erinnerungen her, um mich zu quälen? Habe ich noch zu wenig gelitten? Was willst Du von mir?“ Er erhob drohend seine Hand gegen mich, heller Wahnsinn sprach aus ihm . . . „Laß ab von mir, Kadett, . . . geh, geh . . .“ bat er dann wieder, da die Thränen stürzten, „Kadett . . . mein Kadett . . .“ und seine Arme krampften sich um meinen Nacken, sein Kopf lag an meiner Brust.

„Wie habe ich sie geliebt,“ begann er nach einer Weile, „wie habe ich sie geliebt. Du weißt es ja! Ich habe ihr alles geopfert, meine Husaren, meine Mutter sogar. Ein eheloser Deserteur, ein Wicht, ein Feigling bin ich geworden, . . . ihretwegen, . . . bis das Unglück kam!“

„Ist sie tot?“

„Oh, wäre sie das, mir wäre wohl!“

„Wo ist sie denn? Dein Weib?“

„Verlassen hat sie mich,“ schrie er gellend auf, „verlassen, weil sie einen anderen Liebgewonnen hat. Aus dem Kreise meiner Kameraden hat sie mich gerissen, in den Schandpfuhl mich gestürzt, meine Mutter gemordet, . . . und mich dann verlassen . . .“

„Du armer Junge!“

„Es giebt Momente, da ich vergessen kann, — wenn ich trinke! Das verbrennt die Seele, tötet alles Denken, wischt aus alle Erinnerungen. Was willst Du mehr? Ich habe Engagement bis an mein Lebensende, — mein Direktor ist ihr Bruder, mein Schwager . . .“ Das Weitere murmelte er tonlos vor sich hin, daß ich kein Wort verstand.

„Leider kann ich Dich nicht wiedersehen,“ begann ich nach einer Weile, „da ich morgen schon nach meiner Garnison abreisen muß, . . . aber, Du wirst gewiß nicht böse sein, wenn . . . ich Dich . . . bitte . . .“

„Gieb mir kein Geld! Keine Almosen! Was soll ich mit dem Gelde? Ich habe mein Essen, meine Lagerstatt, und wenn Du mir Geld giebst, vertrinke ich es . . . Warum erzählst Du mir nicht, wie es Dir geht, Kadett?! Mein Gott, Du bist ja schon Rittmeister geworden. Ich wäre wohl schon Major,“ setzte er nach einer Weile traumerloren hinzu . . . „Nicht wahr,“ begann er dann leise, fast nur vor sich hinhauchend und fortwährend zu Boden blickend, als schäme er sich vor sich selbst, „nicht wahr, wenn Du sie hier und da mal triffst, weißt Du, die von Einst, die ehemaligen Kameraden, nicht wahr, Du sagst ihnen nichts, garnichts?“

Das klang so bittend, so flehend, daß es mich erschütterte. „Kannst beruhigt sein, hier meine Hand.“

„Ich danke Dir! Und jetzt lebe wohl, ich bin schon hier zu Hause, . . . wenn ich spät komme, schimpft mein Schwager, er glaubt dann, ich hätte getrunken . . .“

„Lebe wohl!“

Ich streckte ihm die Hand entgegen, er bemerkte es nicht oder wollte es nicht bemerken. Wie rauh und barsch den Rücken wendend, schlüpfte er, den Oberkörper nach vor gebeugt, davon. Ich blickte ihm nach, bis er hinter dem Hausthore verschwand.

„Welcher Jammer! Und der war mein Kamerad!“

Sonnens - Märchen.

Ein Marmorsehloß steht fern am Meer,
Mild fließt das Mondlicht drauf hernieder,
Und vor ihm reckt als wilde Wehr
Ein Drache die beschuppten Glieder.

Rings märchenschöne Gartenpracht,
Orangenduft, Cypressen, Palmen;
Dampf mit geheimnisvoller Macht
Braust's orgelgleich von Wogenpsalmen.

Wacht auf des Schloßturms Dugaus hält
In Turbanzier ein Mohr als Ritter,
Sein dunkler Niesenhatten fällt
Scharf auf des Borhofs Eisengitter.

Des Todes Stille überall!
Kein Lüftchen darf im Laubwerk flüstern!
Nur manchmal huscht ein kurzer Schall
Verhaltenen Jubels, brünstig, küstern.

Es ist so schwül, so nebelbeucht.
Tiefschwarz verschmelzen Erd und Himmel.
Doch plötzlich ist der Mohr verschleucht —
Fernher sprengt im Galopp ein Schimmel.

Die Augen leuchten flammenhell,
Die Nüstern sprühen Lichtgeschosse,
Lang weht der Schweiß — gedankenschnell
Ausgreifend rast er nach dem Schlosse.

Im Sattel wiegt sich reckenhaft
Ein goldbehelmer blonder Reiter,
Er schleudert seinen Speer voll Kraft
Zum Mond hinauf und lächelt heiter.

Zielsicher saust es durch die Luft:
Wund wankt der Mond durch blaue Ferne!
Totbleich sinkt er zur düstern Gruft,
Und zitternd folgen ihm die Sterne.

Träg hebt der Drache sich empor,
Er flattert westwärts, wo's noch dunkelt;
Der Reiter pocht ans Bronzethor
Und schwingt sein Stahlschwert, daß es funkelt.

Das Thor fliegt auf mit hellem Klang,
Licht flutet rosig in die Lande,
Es naht mit hoheitsvollem Gang
Ein blühend Weib im Goldgewande.

Ab springt der Reiter, hell besonnt
Preßt er die Maid in seine Arme,
Und bis zum weiten Horizont
Erklingt's von einem Verhengschwarze.



Winter im Walde. Nach dem Gemälde von A. Kaufman.

„Danke schön für das Kompliment! Wozu soll ich den horrenden Zoll auf deutsche Weine bezahlen, wo wir doch hierzulande sozusagen mitten in der Masse sitzen?“

„Genug! Bist Du mit Deinem Rundgange fertig?“

„Ich begann ihn gerade, als Du kamst.“

„Gm. Mein Magen knurrt bedenklich, aus Arbeitsmangel, wie ich vermute. Ich bin vor einer Stunde mit der Bahn angekommen und habe mir noch nicht Zeit gelassen, etwas zu genießen. Ich dachte mir, daß Du um diese Stunde wie fast immer im Museum feiest, und suchte Dich zuerst unten.“

„Nun, dann wollen wir uns beeilen.“

Die beiden Freunde gingen die Treppe hinab.

„Du hast die famosen Abbildungen der Antiken noch nicht gesehen?“ frug Moselblümchen.

„Nein.“

„Es sind prachtvolle Stücke darunter.“

Husse lächelte skeptisch: „Was wird man Neues haben? Sachen, die ich in Rom schon in besseren Exemplaren sah.“

„Komm nur mit und sieh.“

Sie betraten eine Reihe von Sälen, welche mit Statuen und Gruppen überfüllt waren. Moselblümchen zog den Maler in ein Seitengewach, dessen Wände eine große Menge vorzüglicher Abbildungen antiker Gegenstände zierten. Er drehte sich aber verwundert nach Husse um, weil er bemerkte, wie dieser plötzlich wie angewurzelt stehen blieb.

„Nun?“

Keine Antwort.

„Aber was ist Dir, Friedrich?“

Der Maler griff hastig in seine Brusttasche und zog die kleine Zeichnung hervor.

„Er ist's,“ murmelte er wie geistesabwesend.

„Wer ist's?“

„Antinous.“

„Nun, das steht ja auch deutlich genug auf der Heliogravüre, die eine genaue Kopie der kürzlich zu Delphi gefundenen Antinousstatue ist. Nebenbei bemerkt, ein wahres Meisterwerk. Alle Welt sieht das. Was steht Du so verwundert da?“

„Wie sonderbar!“

„Aber Mensch, was ist denn sonderbar daran?“

„Sieh her. Mit wem hat diese Skizze Ähnlichkeit?“

„Ueberflüssige Frage das! Mit dem Antinouskopfe, das sieht selbst ein Kind. Nur sind die Locken weit kürzer und einfacher dargestellt.“

„Du glaubst also, die Zeichnung sei nach der Antike dort angefertigt?“

„Ich glaube? Nein, sicher ist sie das.“

Husse lachte.

„Die Skizze fertigte ich nach einer lebenden Person an.“

„Ach, geh doch mit Deinen faulen Witzen!“

„Auf Ehrenwort.“

Moselblümchen wurde ernst: „Husse — damit scherzt man nicht!“

„Da hört doch alles auf!“

„Es gilt die Wette — zehn Flaschen besten Mosels.“

„Angenommen,“ lachte der Maler. „Nun komm mit, ich werde Dir diese Person zeigen. Aber ich bitte Dich um eins, lasse kein Erstaunen merken; ich möchte den Burschen nicht scheu machen, ich brauche ihn als Modell.“

„Bien. Gehen wir.“

Eine Viertelstunde später standen die beiden vor dem Schänktische der Taberne und ließen sich Limonade reichen. Moselblümchen stürzte sein Glas hinunter und zerrte Husse hinaus:

„Heiliger Himmel, das geht nicht mit rechten Dingen zu!“ rief er halb scherzend, halb ernst aus.

Der Maler lachte herzlich: „Moselblümchen, Deine zehn Flaschen Mosel hast Du verloren.“

„Ich gebe noch fünf darauf zur Feier dieser Entdeckung. Himmel! Man wird sich um dieses Modell noch schlagen! Eine solche verblüffende Ähnlichkeit eines Menschen unseres Jahrhunderts mit dem vor siebzehneinhalb Jahrhunderten lebenden Antinous ist wohl einzig in ihrer Art!“

„Du wirst gefälligst Stillschweigen über meine Entdeckung beobachten,“ erwiderte Husse lächelnd. „Ich werde ihn malen — verstehst Du? Ich und dann meinewegen die Anderen.“

„Du hast recht, Friedrich. Nun laß uns speisen gehen, ich bin ordentlich schwach geworden.“

„Weshalb ißtest Du nicht zu Hause?“

„Es war nichts vorbereitet, da ich meine Rückkunft nicht meldete.“

„Aha, und was machte Peter der Getreue?“

„Er schlief.“

Husse lachte: „Er schlief noch, wolltest Du wohl sagen?“

„Nein, das nicht, aber seine Mußestunden bringt er stets in Morpheus Armen zu.“

„Eine echte Junggesellenwirtschaft!“

„Die Deine ist nicht besser.“

„Doch. Mein Juanet hat wenigstens das Alter der dummen Streiche hinter sich.“

„Dafür ist er um so griesgrämiger. Mein chico para todo estar (Junge für alles), hat ja seine Flaufen, aber er kann fochen, fehren, putzen, scheuern, den Anstreicher und Glaser machen, den Laufburschen spielen, kutschieren —“

„Genug, genug!“ unterbrach ihn Husse. „Was machst Du diesen Nachmittag?“

„Ich feiere mit Dir meine Ankunft.“

Sie waren vor dem Speisehause angelangt und stiegen die breiten Marmorstufen empor.

Eine Stunde später traten die beiden wieder auf die Straße und Moselblümchen begann trotz aller Abmahnungen Husse eine greuliche Parodie auf die Loreley halbblaut zu singen:

Ich weiß nicht was soll es bedeuten,

Daß so schwach auf den Füßen ich bin;

Ein Weindchen (es war Xeres gewesen) aus uralten Zeiten . . .

Endlich brachte der Maler den etwas angeheiterten Freund zum Schweigen. Die beiden schlugen die Richtung nach der Villa „Mosel“ ein.

Moselblümchen war ein sonderbarer, vom Glück aber sehr begünstigter Mensch. Er hatte einst Medizin studiert, sich dabei jedoch gewohnheitsmäßig so sehr auf das verhängliche Gebiet der „Studien über die physiologischen Wirkungen der Weine und Biere,“ wie er es nannte, verirrt, daß er sein eigentliches Studium ganz veräußerte. Seine Mutter war früh gestorben, und als er damals seinen Studien oblag, segnete auch sein Vater, ein glücklicher Spekulant, das Zeitliche. Der Sohn war der einzige Erbe des väterlichen Vermögens, das sich auf mehr als eine Million Mark belief. Die Kapitalien waren durchaus sicher und vorteilhaft angelegt und machten ihm keinerlei Sorgen.

Ernst Solle war sein eigentlicher Name, aber wegen seiner bekannten Passion für Moselwein — eine gewiß merkwürdige Leidenschaft für einen Millionär! — gaben ihm seine deutschen Freunde in Barcelona den Spitznamen Moselblümchen. Von seinem Lieblingsgetränk besaß er ungeheure Vorräte in seiner Villa.

Als die beiden Freunde die Villa Mosel betraten, umging sie völlige Dunkelheit. Peter, ein etwa achtzehnjähriger Bengel mit den Händen einer Küchenmagd, empfing die jungen Herren mit einer eleganten Verbeugung und öffnete schleunigst einige Fensterläden, um das Tageslicht einzulassen. Er hatte sie geschlossen, um Sonne und Hitze abzuhalten.

Husse sah sich im Salon um. Mit gleichgültiger Miene musterte er die vielen Gemälde, die die Wände schmückten. Er kannte sie also schon. Moselblümchen war auch Kunstsammler und kaufte mitunter sehr wertvolle Gemälde, namentlich aber solche, welche seine Freunde gemalt hatten und bei dem „kunstverständigen“ Publikum nicht absetzen konnten.

Bald saßen die Beiden vor gefüllten Gläsern und tranken nun auf die Villa Mosel, dann auf den Moselstrand und schließlich auf den neu entdeckten Antinous. Husse runzelte ein wenig die Stirn: „Höre, Moselblümchen, Du ziehst das doch allzu sehr ins Lächerliche, für mich aber ist die Entdeckung von großem Werte. Du weißt, wir haben in nicht allzu langer Zeit hier eine große Exposición de bellas artes und ich möchte ein Gemälde dahin schicken, das mich ein für allemal aus dieser verwünschten Mittelmäßigkeit heraushöbe. Dazu soll mir jener Tabernero behilflich sein. Wie aber bringe ich den Menschen dazu, mir Modell zu stehen?“

„Nah, das ist doch sehr einfach. Biete ihm eine tüchtige Vergütung.“

„Sollte man meinen — hm! — Doch es wäre nicht das erste Mal, daß mir ein Spanier diesen Dienst rundweg abschläge. In diesem Land ist's nicht wie etwa in Neapel oder in Rom, hier thut's der schnöde Mammon allein nicht; die Leute haben oft engherzige Ansichten von Ehre und Würde. Sich abmalen lassen, Gott weiß in was für Kostümen, hernach sich im Bilde von aller Welt anstarren lassen, das paßt einem Spanier nicht. Geh mir einen Rat.“

„Bien, mache ihn auf seine merkwürdige Ähnlichkeit mit jener antiken Statue aufmerksam und sage ihm, daß man als Modell zu dem Bilde nie ihn, sondern die Statue vermuten würde.“

„Richtig! Das ist ein guter Gedanke. Gleich morgen früh will ich versuchen, den jungen Tabernero für meinen Plan zu gewinnen.“

Und die beiden zechten lustig weiter.

„Se Pedro!“ rief Holle, eine Flasche ergreifend, „nimm dies zu Deiner eigenen Stärkung.“

„Muchas gracias, seniorito,“ erwiderte der Bursche grinsend und verschwand mit der Flasche. Nach vielleicht zehn Minuten machte er sich mit den leeren Flaschen im Winkel des Salons zu schaffen und stellte die seine recht geräuschvoll zu den anderen. Dieser „Wink“ wurde zwar von Moselblümchen verstanden, hatte aber nicht die von Pedro gewünschten Folgen.

Nun trank man Kaffee und zwar recht starken — als „Anti-Alkoholikum,“ wie sich Holle, der ehemalige Studiosus der Medizin, auszudrücken pflegte. Dazwischen rauchte man, spielte auf dem kostbaren Flügel und erzählte sich gegenseitig seine Erlebnisse der letzten Wochen.

2.

Zwei Tage hernach saß Guffe emsig arbeitend in seinem Atelier vor der Staffelei und nahebei stand Dionysio Redona, der junge Tabernerer, als Modell zu einem Gemälde: „Hadrian und Antinous.“ Dem Entwurf nach war die Darstellung folgende: Der römische Kaiser liegt halb aufgerichtet auf einem Ruhebetto, vor ihm steht Antinous und betrachtet eine in seinen Händen ruhende, kostbare Gemandspange. Auf einem kleinen Tische sind eine große Menge der wertvollsten Kostbarkeiten aufgehäuft, unter denen der kaiserliche Günstling seine Auswahl treffen soll. Mit einer Geste ermuntert der Kaiser seinen vergötterten Liebling, des Wertes nicht zu achten und blickt ihn mit einem Gemisch von Erwartung und Freundlichkeit an. Er weidet sich an dem Staunen und der Befangenheit des schlichten Jünglings aus dem Volke, dessen Auge nie solchen Brunk gesehen; der melancholische Zug um Antinous' Mund aber verrät, daß auch all dies glänzende Gold und Edelgestein ihm die Heimat, die ungebundene Freiheit nicht ersetzen kann. — Es war ein äußerst schwieriger Vorwurf, den Guffe sich gewählt hatte; jede Miene, jedes Fältchen in dem Gesichte Hadrians mußte aufs peinlichste wiedergegeben werden, um jenen Gesichtsausdruck zu erzielen. Nicht minder schwierig war die Figur des Antinous, die er nun zuerst in Angriff nahm.

Einige Lichtschirme und Vorhänge erzeugten eine höchst effektvolle Beleuchtung des Modells. Redona trug die dichten Locken wohlgepflegt, die antike Kleidung, ein weißer Chiton, oder, da er die rechte Brustseite unbedeckt ließ, besser Exomis genannt, hing in geschickt drapierten Falten um seinen wohlgebauten Körper. Arme und Unterschenkel ließ das Gewand bloß. Goldgezierte Sandalen bildeten die Fußbekleidung. Das Haupt war leicht geneigt, die Hände hielten die Gemandspange.

Der Maler hatte bei weitem nicht die Mühe gehabt, Redona zum Modellstehen zu überreden, als er gefürchtet. Die einzige Schwierigkeit bestand nur darin, daß der junge Mann in der Taberne bedienstet war. Doch die Sache schlichtete sich auf einfache Weise: morgens stand Redona Modell, wofür der Tabernebesitzer eine Entschädigung erhielt, um einen Ersatzmann zu mieten; nachmittags arbeitete Dionysio wieder in der Taberne. Er beanspruchte für sich selbst keinerlei Honorar. Der Maler wollte es ihm aufdrängen, aber der bescheidene Bursche weigerte sich ganz entschieden, auch nur einen Zentimo anzunehmen. Guffe konnte ihm nur ab und zu einige Savannazigarren zustecken, und das war das einzige, was Redona annahm.

Vor dem Eingange des Ateliers saß wie immer der alte Juanet und rauchte seine Zigaretten, durch deren Qualität Guffe bereits

öfters in gelinde Verzweiflung versetzt worden war. Er hatte seinem Atelierdiener bessere Zigaretten geschenkt, aber der alte Starrkopf schmauchte seinen Schund weiter und ließ das Geschenk unberührt. Als der Maler ihm dann energische Vorstellungen machte, behauptete Juanet allen Ernstes, sein Zigarettenrauch halte Fliegen und Mosquitos aus der Wohnung fern, und Guffe ließ ihn schließlich in Ruhe. Der Maler aber nannte jenen Tabak fortan „Marke Mückentod.“ Die Gemahlin Juanets verfaß das Portieramt unten am Hauseingange, den sie wie ein Ceberus bewachte, sodaß alle ungebetenen Gäste, wie Bettler, Gaukler und andere Leute fern gehalten wurden, wogegen jede Hauspartei eine kleine monatliche Abgabe entrichtete.

Redona stand da, unbeweglich wie eine Statue.

„Sie sind müde, nicht wahr, Dionysio?“

„Nein, ich halte noch lange in dieser Stellung aus.“

„Wir machen gleich eine Pause, sobald ich den Faltenwurf skizziert habe.“

In diesem Augenblicke hörte Guffe die Stimme Holles, der mit Juanet draußen sprach.

„Ich hörte da meinen Freund sprechen,“ sagte der Maler, „er wird gleich eintreten, und dann bleiben Sie ganz unbeweglich. Sie brauchen sich vor ihm nicht zu genieren, also bitte recht ruhig.“

Es pochte, und auf den Ruf Guffes trat der Freund ein. Er blieb erstaunt stehen. Die Gestalt Redonas, welche durch die meisterhaft angeordnete Beleuchtung sowie durch das Kostüm eine große Wirkung erzielte, zog die Augen Moselblümchens auf sich. Er vergaß den Freund zu begrüßen.

„Großartig!“

Das war alles, was er sagte. „Guffe, Du bist ein Meister in der Handhabung des Lichtes!“

Holle setzte sich in die Nähe der Staffelei und sah bald auf das Modell, bald auf die Leinwand. Er bewunderte die Schnelligkeit, mit der Guffe die Kohle führte.

„So, nun ruhen Sie sich aus, Dionysio,“ sagte der Maler nach einer Weile und bot dem jungen Manne einen Stuhl.

Moselblümchen stellte sich Redona vor und unter Scherzen erklärte er ihm, daß er auch etwas von Malerei verstände. Zum Schluß sagte er: „Sie sind ein Prachtmensch, Dionysio!“

Der Bursche lachte.

Guffe reichte diesem eine Zigarette, und da saß der „antike Antinous“ schmauchend mit übereinandergeschlagenen Beinen zwischen den beiden Freunden, die ob des komischen Anblicks herzlich lachen mußten.

Der Maler zeigte Holle einen Entwurf zu dem Gemälde, was Redona zu der Frage veranlaßte: „Wer war denn eigentlich Antinous?“

„Der Günstling des römischen Kaisers Hadrian, der im zweiten Jahrhundert nach Christus regiert hat. Antinous, so berichten uns die römischen Schriftsteller, war von solch göttlicher Schönheit, daß er nach Jahrhunderten noch als Ideal jugendlicher männlicher Schönheit und als Gott verehrt wurde. Er nahm sich selbst das Leben, aus Schwermut, wie die einen berichten; wie andere sagen, stürzte er sich in den Nil, in dem Glauben, durch seinen Tod Kaiser Hadrians Leben um so viel Jahre verlängern zu können, als er selbst noch zu leben gehabt hätte. Man baute ihm zu Ehren Tempel und stellte unzählige Statuen von ihm auf.“

(Fortsetzung folgt.)

➤ Allerlei. ◀

Ueber Markensammler und Markensammlungen macht der „Figaro“ interessante Mitteilungen. Marken im Werte von 100, 200, 500 und 1000 Mark sind durchaus nichts Seltenes. Die rosenfarbene 2 Cents-Marke von Engl. Guhana (1851) ist 6—400 Mark wert. Für die blaue Hawaii vom selben Jahre zahlt man sogar 9—600 Mark. Die berühmten „Post-Office“, blau und rot, von der Mauritius-Insel (1847) kann sich erst recht nicht jeder Sterbliche leisten. Die beiden letzten, die auf dem Markt erschienen, soll das Berliner Museum für 41 000 Mark erworben haben. Gibt es doch nur 21 bekannte Exemplare dieser Marke. Herr de la Renotière, der große Pariser Sammler, hat vier. Das British Museum in London besitzt drei; der Baron Gustav von Rothschild zwei; die Herren Paul Mirabaud und Mors je eine. Vier andere sind in den Händen eines Engländers, dessen Namen man nicht kennt; der Markenhändler Telfitt, von dem er sie gekauft hat, mußte schwören, den Namen des Käufers nie zu verraten. Die Sammlungen Rothschild und La Renotière sind mehrere Millionen wert; ebenso hoch geschätzt wird Mirabauds Sammlung, in welcher besonders die Marken der Schweiz glänzend vertreten sind. Bekannte Sammler sind ferner der Kaiser von Rußland, die junge Königin von Italien, der Prinz von Wales, die Gräfin von Eu (die die schönsten brasilianischen Marken besitzt), der Fürst de la Tour-d'Auvergne, der Baron Gruher und Fräulein Leseure, eine Verwandte des Komponisten Saint-Saëns.

Eine interessante Blitzphotographie ist von der neuen Wetterwarte der Universität Charkovo aufgenommen und der Pariser Akademie der Wissenschaften eingesandt worden. Die Besonderheit der Photographie besteht darin, daß sie einen vielfachen Blitz zeigt, dessen einzelne Aeste einander streng parallel zu verlaufen scheinen. Ein Zweig des Blitzes von

etwa 4 Kilometer Länge ist in horizontaler Richtung abgebildet und wird zu beiden Seiten von anderen Blitzen begleitet, von denen der eine etwa 330, der andere 770 Meter lang ist. Dann verlassen die beiden ersten Aeste des Blitzes den Hauptstrahl und wenden sich dem Boden zu, aber wieder in strengem Parallelismus zu einander. Die Entfernung der Blitze von einander beträgt in ihrem parallelen Lauf zwischen 16 und 22 Meter.

➤ Unsere Bilder. ◀

Winter im Walde. Wenn die Wintersonne ihre matten Strahlen durch das Geäst sendet, dann funkelt und blitzt der Wald in seinem schimmernden Gesämeide. Ueber Nacht ist Neuschnee gefallen, die Bäume beugen sich unter der weißen Last. Nun werden die breiten Waldwege Schlittenbahnen für die reichen Städter, die herausfahren, um sich der winterlichen Pracht des Waldes zu erfreuen. Nicht so die Armen, denen der Winter Entbehrungen aller Art auferlegt. Ihnen ist der Wald die Holzammer, die ihnen manches dürre Reis und manchen trockenen Ast zum Heizen ihrer ärmlichen Behausung liefert. Der Schnee erschwert den Bedürftigen auch die Holzsuche. Darum werden wohl die reisig sammelnden Männer auf unserem Bilde der Winterschönheit des Forstes wenig Beachtung schenken, sondern, gleich jenem Baumbach'schen Berse wünschen:

„Komm' Lenz und laß Dein Banner wehn,
Laß uns die Blumen auferstehn,
Und füll' das Land mit Bonnel
Die armen Leut: „O weh, o weh,
Die Thoren sprechen: „Schneie, Schnee,“
Hilf uns Du liebe Sonne!“

Das neue Stadttheater in Frankfurt a. M. Vor Kurzem ist in Frankfurt a. M. das neue Stadttheater feierlich eröffnet worden. Der monumentale prächtige Bau ist ein Werk des bekannten Architekten Seling und seiner künstlerisch feinen, reich gegliederten, aber doch nicht überladenen Fassade entspricht die Innenarchitektur. Ueberall erblickt hier das Auge reiche Goldverzierung und bildhauerischen Schmuck, aber nirgends eine Uebertreibung, überall eine vornehm abgetönte Pracht, die durch eine Fülle geschmackvoll arangierter und verteilter Lichtkörper wunderbar zur Geltung kommt.

Gemeinnütziges.

Sellerieuppe. 2 schöne Sellerieköpfe werden sauber gewaschen, abgeschabt und auf dem Reibeisen gerieben. Dann wird eigroß Butter mit 3 Eßlöffeln Mehl und etwas Zwiebel hellgelb geröstet, die geriebene Sellerie, die zarten, grünen Selleriekräuter und etwas gewiegte Petersilie kurz abgedünstet, darunter gegeben, mit einigen Schöpflöffeln Fleischsuppe angerührt und gekocht. Wenn die Sellerie nun weich ist, wird noch gute Fleischsuppe nachgegossen, die Suppe noch ein wenig aufgekocht, mit Salz, Mustard und weißem Pfeffer gewürzt, durch ein Sieb getrieben, über ein verkopftes Ei und einigen Löffeln saurem Rahm unter immerwährendem Rühren angerichtet und geröstete, würfelig geschnittene Mundbröckchen auf erwärmtem Teller eigens dazu gegeben.

Als Theezusatz sollen sich Blätter der Stechpalme (Nex) sehr gut bewähren. Da dieselben die gleichen Eigenschaften des chinesischen Thees, jedoch in viel höherem Grade besitzen, so ist nur ein kleines Quantum als Zusatz nötig. Die Blätter müssen getrocknet und so braun geröstet werden, wie die Rinde eines gut gebackenen Brodes; man zerstückelt sie dann in kleine Stückchen und setzt dann beim jedesmaligen Theekochen eine Prise davon zu.

Um zu erkennen, ob ein schwarzes Tuch gut gefärbt ist, bedient man sich folgenden Verfahrens: Man löst in destilliertem Wasser ein wenig Sauerfleesalz auf, befeuchtet mit dieser Lösung einen Kork und prüft mit demselben die Farbe, indem man mit demselben das Tuch bestreicht. Wenn die Farbe gut ist, hinterläßt das Sauerfleesalz einen olivgrünen Flecken, ist der Stoff dagegen mit Kupfer- oder Eisenbitriol oder anderen Substanzen schlechter Qualität gefärbt, hinterläßt das Salz eine orangegelbe Farbe.

Gegen Holzwürmer in Möbeln wendet man folgende wirksame Mittel an: 1. Mit Hülfe eines Zerstäubers oder einer feinen Spritze wird verdünnte Karbolsäure in die Bohrlöcher gespritzt. 2. Durch einen dünnen, mit feiner Spitze versehenen Gummischlauch bringt man aus einem Dampfboiler siedende Dämpfe in die Oeffnungen. 3. Durch Bepinseln und Einträufeln von Benzin und Petroleum, letzteres darf wegen der Feuergefahr nur am Tage vorgekommen werden.

Gegen Diphtheritis ist Honig ein gutes Vorbeugungsmittel, weil bei häufigem Genuß desselben die darin enthaltene Ameisensäure die Diphtheritispilze nicht aufkommen läßt. Man lasse daher die Kinder häufig, möglichst täglich, Honig essen.

Nachricht.

1. Begierbild. (Der Raub der Helena.)



Wo ist Menelaus, der Gatte der Helena?

2. Rätsel.

Wenn es in dieser argen Welt
Mit S das Dasein Dir vergällt,
So ziehe stets zum Trost den Schluß,
Der neue Hoffnung Dir entfacht,
Daß sicher einer jeden Nacht
Mit anderm Kopf es folgen muß.

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

1. Mittelhand hatte: Kreuz-Ab, Bild-Dame, Bube, Jehu, Neun, Acht, Sieben, Coeur-Bube, Acht, Karo-Acht, Hinterhand: Kreuz-Dame, Bube, Jehu, Neun, Acht, Sieben, Bild-Ab, Coeur-Dame, Karo-Dame, Bube. Da Vorhand Kreuz-König spielt, muß Mittelhand mit dem Ab den Stich nehmen und beim nächsten Auspielen Hinterhand aus Spiel bringen, die dann sämtliche Stiche macht.
2. Dezember, Invalide, Gresburg, Mormonen, Antivari, Illinois, Singapur, Tangente. Die Weisterringer.
3. Wal - hall.

Lustiges.

Guter Rat.

„Herr Doktor, mein Onkel hat mich enterbt. Kann ich das Testament nicht anfechten?“

„Wissen Sie was, sechten Sie lieber — seine Erben an!“

Militärisch.

„Bitte, Fräulein, spielen Sie noch etwas!“

„Wer soll mir denn die Noten umwenden?“

„Werde Ihr Flügel-Adjutant sein!“

Schlechte Ausrede.

(Aus einem kleinen Vorstadttheater.) „Warum wollen Sie mein Stück nicht auführen, Herr Direktor?“

„Aus rein äußerlichen Gründen... Unser Publikum ist so sonderbar! Es läßt nämlich den Direktor durchhauen, wenn der Autor einen Schund schreibt!“

Ein Prahlhans.

„Du, der Baumeister Falkberger ist doch ein rechter Renon-nist!“

„Wie so denn?“

„Lehnt sich der Mensch an seinen Neubau an!“

Ein echter Pumper.

Studiofus: „Diese Millionäre sind doch zu glückliche Menschen! Was die für Kredit haben!“

Zu pietätvoll.

„Lieber Freund, Du solltest Dir doch endlich einen neuen Cylinder kaufen, der ist ja schauderös deformiert!“



„Nicht um alles, Bester — auf den hat sich einmal meine süße Angebetete gesetzt, und was mit der in Berührung kommt, ist mir heilig!“

Sonderbare Ansicht.

Frau: „Können Sie mir nicht schnell 20 Mark leihen, Marie-anna?“

Dienstmädchen: „Thut mir recht leid, gnädige Frau, ich besitze aber gegenwärtig gar keine Baarmittel!“

Frau: „Sie sind mir auch eine nette Stütze der Hausfrau!“

Kathederweisheit.

Professor (ärgerlich): „Mendler, stellen Sie sich mal mit dem Gesicht gegen die Wand! Sie sollen mich auch einmal von einer andern Seite kennen lernen.“

Triumph.

Präsident: „Angellager, gestehen Sie Ihre Schuld ein?“

Angellager: „Nein. Die Rede des Verteidigers hat auch mich von meiner Unschuld überzeugt!“

Zu höflich.

Professor (nach einer längeren, etwas konfusem Auseinandersetzung des Examinanden): „Wenn ich Sie, Herr Kandidat, also recht verstanden habe, so haben Sie das — wie gemeint?“